

Woch einmal schön.

Novelle von Anna Behnisch-Kappstein.

„Also bitte, komme pünktlich zu Tisch, sonst werden die Kartoffeln wieder hart.“

„Ich komme.“ „Und Nachmittag?“ Es lag eine Welt von schwerer, feuchter Sehnsucht in den zwei Worten.

„Nachmittag —?“ Der daboneitende, blaße, hagere Mann sah seine Frau, die ihn bis zur Korridorhütte begleitet hatte, verunndert an.

„Du hast doch keinen Dienst heute Nachmittag...“ sagte sie schüchtern. „Aber ich habe aus Gefälligkeit für den Herrn Rath in dessen Hause einen Stoh Aktien durchgesehen, Mathilde.“

Ihr graues Auge, das in verflöhener Hoffnung einen leisen Glanz gezeigt hatte, wurde wieder matt. „Und Abend?“ wachte sie nach einer Pause noch zu flüstern.

„Muh ich in die Loge.“ Damit war er nach flüchtigem Gruß die Treppe hinunter.

Sie schloß mit der ihr eigenen Geräuschlosigkeit die Thür, band eine große, graue Keimenschürze um, die den ganzen vertragenen und wenig kleidamen dunklen Morgenrock verdeckte, und begab sich in die Küche, um für die beiden Kinder das Frühstück zu bereiten.

Dann wurden die Kleinen auf den Schmalweg befördert, und Mathilde hantierte mit Bürste und Staubtuch in den nach alter Tradition möblirten Zimmern. Es gab nicht viel Arbeit dabei, die glatten Tisch- und Schrankflächen waren bald gereinigt; „Kerkerflügel“ und „Staubfänger“ verdröhten den Gatten und so hatte die junge Frau all die Fierlichkeiten, die einer Wohnung Leben und Gemüthlichkeit verleihen und die sie aus ihrer Mädchenzeit bewahrte, in ihrem Spinde verpackt.

Die Polsterbezüge der „guten Stube“ waren mit Staustapfen verhußt, — es kam ja kein Besuch ins Haus, höchstens einmal ein Logirgast aus der Verwandtschaft, wie augenblicklich Cousine Emmy, die in Berlin eine Stellung suchte. Emmy logirte auf dem großen Sopha in der Wohnstube und hatte einen Tischkasten zur Verfügung ihrer kleinen Habseligkeiten angewiesen bekommen, dessen Schlüssel sie immer bei sich trug.

Mathilde mußte während ihrer mechanischen Beschäftigung immerfort an Emmy denken. Wie hübsch und jung und „dic“ sie heute wieder ausgehelt hatte, als sie schon Morgens auf den ganzen Tag ausstieg, um sich einer Herrschaft in Potsdam vorzustellen und sich bei dieser Gelegenheit auch die königlichen Gärten und Schlösser anzusehen. Und wie sie ihr Leben zu genießen verstand, obgleich sie arm und abhängig war! Und wie sie strahlte, wenn sie von ihrem heimlichen Bräutigam schwärmte, wie er sich in ihre schönen Augen verliebt und ihr sogar ein Lied auf ihre kleinen Hände und auf ihr blondes Haar gemacht habe.

Mathilde dachte daran, daß ihr, als sie noch sehr jung war und auf ihren ersten Ball geführt wurde, eine alte Tante zur Verhütung ihres Ballfiebels die seitdem mit Feuer in ihr Gedächtniß gebrannten Worten gesagt hatte: „Mit Deinen schönen Augen wirst Du Dir schon Tänzer erobern, Hilda.“

Also schöne Augen hatte auch sie einmal gehabt, und Hilda hatte man sie genannt... Sie hatte die klugvolle Abföhrung gern gehört...

Sie erinnerte sich deutlich, daß auch Max sie während der kurzen Brautzeit so gerufen hatte. Dann aber? — ach, wieviel Staub haben Alltag und Gewohnheit dann gar so schnell auf das hübsche Poesie ihres Lebens geschüttelt! Mathilde und immer Mathilde — wie unliebendwürdig und hausbacken das klang! Und daß sie schön sei — hatte sie das auch nur ein einziges Mal aus dem Munde ihres Max gehört? Und er hatte sie doch aus Liebe geheiratet.

Aber es war eine Liebe, die die Frauenseele nicht verstand und sich auch nicht mühte, sie zu erkennen. Mathilde war so anpruchlos. Schon überhaupt begehrt worden zu sein und dabei zugleich eine gute Versorgung gefunden zu haben, erschien ihr nach der Gedrücktheit ihrer Mädchenzeit als ein so großes Glück, daß es sie vermessen gedünkt hätte, noch einem weiten Raume zu geben. Ihr Haus und ihre Kinder füllten ihre Zeit und Sinne, und sie kam kaum dazu nachzudenken, ob ihre Jugend ein Anrecht habe auf Genuß und Schmuck. Jetzt nur gerade, wo sie täglich so ein blühendes, lebenslustiges Wesen wie die Emmy um sich hatte. — Ihr Mann bemerkte auch Emmys Liebling nicht... Das war ihr wie eine Verhütung und zugleich ein Stachel, — so jugendlich war sie selber einmal gewesen, ehe ein paar Krankheiten und die geistige Trägheit, in die sie bei allem Mangel an Anregung verfallen, sie reizlos gemacht hatten, und so blind war Max auch an ihr vorübergegangen, obgleich sie sein Weib war... Und wenn er denn so blutlos war, den Zauber der Frauenföhrtheit überhaupt nicht zu empfinden, so würde sie ja für alle Zukunft nie und nimmer hoffen dürfen, nur ein einziges Mal in ihrem Leben so eine süße, dumme, töberrichte Schmeichelei, nach der sie fast verzehmte, zu vernehmen: „Du bist schön.“

Ihr Herz hing so stürmisch an zu klopfen, in ihre Augen drängten Thränen. Und plötzlich kam sie vor dem so

selten benutzten „guten Spiegel“ in die Knie, preßte das Gesicht dicht an die Scheiben und forschte fiebernd nach den Spuren ihres Alters in ihren Zügen. Aber der Spiegel hatte schlechtes Glas und ließ ihren Teint unrein und trübsüchlich erscheinen. Sie sprang ungläubig auf, Emmy hatte auf ihrem Tischchen einen kleinen dreitheiligen Toiletenspiegel stehen — so einen aus dem Drei-Mark-Bazar — den wollte sie befragen. Sie war ja ganz allein in der Wohnung und konnte sich solchen Mühsalgen schon mal gestatten. Zitternd vor Erregung griff sie nach dem Spiegel der Cousine, — da bemerkte sie, daß jene heute den Schlüssel des Tischschloßes abgezogen vergessen hatte. Mit einem Gemisch von neugieriger Ungebild und ehrföhrlicher Scheu zog Mathilde den Kasten auf, als umschließe er einen geheimnißvollen Schatz. Und er barg auch wirklich Dinge, welche die auf ihr Keuperes so wenig bedachte Frau ihr Verborgenes nicht gesehen. Da standen Beisen- und Maiblumen, Parfüms neben einer Schachtel mit wörrischerender Seife, da lag sogar eine flaumwörrige Puderauflage neben einem Büschchen mit rosigem Staub, und farbige Seidenbänder, unedelte Schmuckstücke, duftige Rüschen und Schleier, Brennsteinchen und ein blanker Gürtel waren in buntem Durcheinander hingeworfen. Mathilde war zu Muth wie einem Kinde, das zum ersten Mal vor einem großen Weihnachtsbaum steht. Eine alles Bekannte vergebende Sehnsucht, schön zu sein, nur ein einziges Mal, ergriff sie. Und da hatte sie auch schon das hübsche Morgenkleid abgetreift und eine von Emmys hellen Waschlüssen, die frisch geplättet in der Ecke hingen, angezogen, den blühenden Gürtel um die Taille geschnallt und eine schneeweiße Tüllschleife um den Hals geschlungen. Und nun schaute sie wieder in den Spiegel, sie, die gewohnt war, sich nur in grauen, braunen oder schwarzen Farben zu sehen, weil sich diese am besten trugen und ja doch Niemand auf ihren Anzug achtete. Ein glückliches Lächeln flog über ihr Gesicht. So — so hübsch vermochte sie also auszusehen, wenn sie nur ein wenig Sorgfalt an sich wendete, — weniger als andere Frauen inständiglich mit sich vornehmen, als selbst die Natur, die sich zum guten Beispiel mit Farben und Blüten schmückt, die Frau zu thun lehrt! Nun noch die Frisur...

... Sie löste die gestrafften, etwas harten dunkelblonden Haare und wandte sie zu einem lockeren Knoten zusammen, den sie mit einem silbernen Pfeil aus Emmys Schatzkammer zusammenhielt. Endlich mußte auch noch die Wellenschere in Aktion treten. Sie wußte kaum, wie sie das wunderliche Ding ansetzen sollte, und ihre Finger bebten, während sie es über der Gasflamme in der Küche erhitzte. Und jetzt — heute mußte Alles durchgeföhrt werden, obgleich sie sich wie eine Mißthäterin voram, — mit der wie eine Liebtöhrung streicheln, zarten Quaste noch einen Pfeilschönhauch über die verarbeiteten, aufgesprungenen Hände und das vermeinte Gesicht — dann die letzte Prüfung vor dem Spiegel — sie mußte klingend auflachen vor Freude, als sie sich musterte, und hätte im Vergnügen dieses Mastenspiels wie ein Kind in die Hände klatschen mögen. Ja, sie war schön! Wenn ihre Kinder sie so sähen, — nicht wiedererkennen würden sie die Mutter. Und wenn ihr Mann sie so sehen wird. — Ach Gott, er wird sie nicht so sehen, denn er wird sie überhaupt nicht ansehen. Er wird nach Hause kommen, den Kopf voll Zahlen und Paragraphen, wird flüchtig mit den Kindern scherzen, oder sie pedantisch nach ihren Schulerlebnissen fragen, wird gerstret seine Mahlzeit verzehren, ungeduldig den Kaffee verlangen, um sofort wieder unterzutauschen in den Alfenstau, aus dem er gleichsam nur auf eine Stunde den Kopf hervorgeföhrt hat. Sie hat's ja oft genug erlebt im Anfang ihrer Ehe, als es ihr noch Vergnügen machte, jenen bunten Tand anzulegen, der zur Selbstständigkeit einer regelrechten „Ausfeurer“ gehört, den spizenbesetzten himmelblauen Morgenrock, ihr Staatshütd, — die weißen gestickten Battistenschürzen, — die fetten, rosabändernden Hütdchen ihrer Frauenwürde... Wie sie da nach einem Wort der Ueberraschung, nach einem Zeichen, daß sie ihm gefiel, noch einer föhrlichen Aufwallung erglöhte hatte, jedesmal wenn sie sich ihm zuerk in solch einem neuen Schmuck zeigte! Und wie er sie mit seiner Gleichgültigkeit noch jedesmal enttäuscht hatte, bis sie schließlich selbst den Sinn für die Neuherlichkeiten verloren hatte... Nur wenn sie bei anderen jungen Frauen, denen sie die vorgeschriebenen Kaffeetischen machte, auf den Geburtstagsfesten die jenen von ihren Männern vererbten Aufmerksamkeiten befüchtigte, die Kleintöhrer, Seidenleider, Handschuhe und Mäntel, wollte es fast noch wie Neid in ihr auf. Heute aber dachte sie mit einer nie so stark empfundenen Bitterkeit, mit trogiger Aufsehnung an das Alles. Die ganze Ursprünglichkeit ihrer durch keinen geistigen Gehalt über sich selbst hinaus entwickelten Weibsnatur gewann über sie Gewalt. Ihre Sinne regten sich. Etwas Leidenschäftliches flammte plötzlich durch die niedergehaltene matte Sehnsucht ihres Lebens. Und sie mußte gehorchen. Mit der Leidenschaft kam das über sie, was ihrer Art am fremdesten war, — der Muth.

Sie blickte auf die Wanduhr. Es war noch früh am Vormittag, und die Herbstsonne lagte golden ins Fenster. Sie

warf glühende Blicke über Möbel und Dielen, als wollte sie die lebensgierige Frau umschauen und mit sich fortziehen in die lodende Natur. Und Mathilde drückte Emmys rundes Blumenbüschchen auf den Kopf, — noch einen lächelnden Blick in den Spiegel, dann verschloß sie die Wohnung und lief auf die Straße. Bis zur Mittagszeit wollte sie daheim sein.

Eine elektrische Bahn, die ihr just entgegenfuhr, benutzte sie, um sich, ohne lange Wahl eines Zieles, in den Grunewald befördern zu lassen. Sie hatte den ganzen Sommer kaum etwas anderes Grünes gesehen, als die verstaubten und verfangenen Blätter der kümmerlichen Linden, die in der laugen grauen Straße, in der sie wohnte, mühsam vegetirten. Der Wagen war dicht besetzt, Alles strebte in's Freie hinaus. Sie sah sich zaghaft zwischen den gefüllten Bänken um; doch schon sprang ein elegantes Herrchen auf und überließ ihr höflich seinen Platz. Sie wurde roth wie ein Schulmädchen; der Ritterliche war nicht viel mehr als ein „grüner Junge“, vielleicht noch ein Gymnasiast, — aber die ungewohnte Galanterie befriedigte sie unendlich. Sie fühlte auch, daß sie angesehen wurde von gegenüberliegenden Damen; sie glaubte zu bemerken, daß eine die andere auf das niedliche Rosenbüschchen aufmerksam machte. Und sie mußte glücklich vor sich hinschädeln. Doch als der Wagen endgültig hielt, stand sie ziemlich rathlos da. Die Fahrgäste gestreuten sich hierhin und dorthin, schwärmende Gruppen mit gewaltigen Studententüchern suchten das nächste Kaffeehaus auf, Maler mit Stizzenbüchern unter dem Arm begaben sich an den durch blaue Riesenwipfel hell-schimmernden See; kichernde Baedische unter der Aufsicht einer „Pensionstante“ strebten, mit Bällen und Reifen bewaffnet, mitten in den ungepflegten Wald hinein. Und Mathilde sah ihnen alles nach und wußte nicht wohin. Sie war zum ersten Mal im Grunewald und fürchtete, wenn sie planlos, wie's sie lockte, in die Wildnis ließe, nimmer zurückzufinden; sich aber mutterselenelein in ein Restaurant zu setzen, erschien der armen Hauswirth als der Gipfel aller Ungehörigkeit. Eigentlich sehnte sie sich schon wieder zurück in ihre vier Wände, in den sicheren Rahmen ihres eintönigen Daseins, in dem sie trotz aller Anlust nur einmal wurzelte. Doch da regte sich die sparsame Hausfrau in ihr. Die 20 Pfennige Fahrgeld, die sie schon ausgegeben und die weiteren 20, die die Rückfahrt kosten würde, durften nicht umsonst verbraucht sein. Etwas mußte sie doch dafür haben, und wenn's nur eine halbe Stunde lang gesunde Luft wäre. Sie ging langsam die erste Bienenstraße hinunter, schaute neugierig in die rosenüberblühten, sorgsam gepflegten Vorgärten mit den turtelhaltigen, sammtigen Rasenflächen und stand plötzlich vor einem Schlagbaum, der den Eingang in den wilden Wald versperrte. Der Invalide daneben sah sie fragend an, ob er öffnen sollte, und hielt schon die offene Hand für das zu erwartende Trintgeld bereit.

Sie zögerte wieder; da rief von hinten eine angenehme kräftige Stimme dem Allen zu: „Na los doch, aufmachen!“ und gleich darauf, an sie gerichtet, und wieder und verbündlich: „Fräulein scheinen den Weg nicht zu kennen. Vielleicht erlauben Sie mir...“ Die letzten Worte verschluckte der Fremde, den sie bestürzt als ihren Kavalier aus der Elektrischen erkannte, der ihr den kleinen Dienst geleistet. Er mußte ihr von der Haltestelle an den ganzen Weg geföhrt sein. In völliger Verwirrung ließ sie ihn neben sich gehen, ohne zu antworten. Ihm gefiel das augenscheinlich, denn er plauderte weiter, was ein junger Mann so plaudert, der einer Dame seine Gesellschaft aufdrängen will. Viel Geist verrieth die einseitige Unterhaltung nicht gerade; aber Mathildens war die Tonart neu, und das Bestreben, ihr zu gefallen, entging ihr nicht. Dafür ist der weibliche Instinkt auch in der Weltfremde noch wach. Sie sah ihren Begleiter schüchtern von der Seite an, während sie bis in die Seiten eröthete und in ihrer Verlegenheit jugendlich wie eine Achtzehnjährige erglöhte. Seine Augen hingen ganz engesücht an ihrem Gesicht, und nun wurde er auch verlegen. Viel Abenteuer hatte er offenbar noch nicht bestanden — vielleicht wollte er sich heute seine Sporen verdienen. Halb um seine Unbehöhrlichkeit zu verbergen, pflichtete er ein paar Fehlbellen, die am Wege blühten, und reichte sie ihr. Wenn Sie die am Gürtel tragen wollten, Fräulein... Sie nahm die Blumen dankend und konnte nicht mehr umhin, sich über die männliche Schneidigkeit zu belustigen, die er seinem unausgesehnen, jugendhaften Wesen zu verleihen strebte. Sie empfand, daß sie hier nichts zu fürchten hatte, und es war eine fast mütterliche Freundlichkeit, mit der sie den großen Schüler oder angehenden Kommis, als den sie ihn tarirte, fragte, wohin er wolle und wo der Weg eigentlich hinföhre. Diese Fräulichkeit that's ihm, der bisher nur Tansstundenklammern gekannt, völlig an. Fräulein, — wie schön Sie aussehen! entfuhr es ihm knabenhaft und seine Blicke wurden heiß.

Sie blieb stehen und sah ihn an — ganz entsetzt und lange. Und dann lachte sie wie im Triumph — über ihn, über sich? Da war das Wort, nach dem

sie geschmeichelt hatte, Jahr um Jahr: Du bist schön! und es war ihr halb wie eine Erlösung, daß sie es endlich vernommen hatte und ihr Fieberdurst gelöscht war, — und halb wie eine grenzenlose Ernüchterung... wußte, daß sie noch schön sein könnte, — wunderbar! ein Gefühl wie Lebenselir! Aber von dem sie's hätte hören mögen, das hätte ein Märchenprinz auf einem weißen Roß und mit einem klirrenden Schwerte sein müssen, ihr überlegen an Jahren und Kraft. Und doch hat sich schon manche Königin von ihrem Vagen ließen lassen — und manche alternde Frau, auch unter den gewöhnlichen Sterblichen, in der Anbetung eines Jünglings den Schein der eigenen Jugend wiedergefunden... Allein — das mußte sie erkennen — ihr Redte weder Romantik noch Kofetterie im Blut. Sie war doch nur eine ganz durchschnittliche, vernachlässigte Frau, die ihren Mann nicht betrügen konnte, und wenn sie sich das hundert Mal vorgenommen hätte. Schon die Schmeichelei eines Fremden empfand sie in der scheuen Aengstlichkeit ihres Gewissens als eine Untrüge gegen ihren Max. Und eine nachträgliche Empörung über die Redtheit des jungen Menschen teimte in ihr auf, — irgendwie mußte sie ihn dafür strafen, um sich vor sich selber zu rechtfertigen. Aber dazu brauchte es Gefühlsgegenwart und die war nicht eben ihr Fall. Aber diesmal raffte sie sich doch zusammen; denn der Lächerlichkeit der ganzen Situation konnte sie sich trotzdem nicht verschließen. Sie wandte sich entschlossen um, reichte sogar ihrem Begleiter die Hand und sagte leidend: „Für heute leben Sie wohl, mein Herr; mein Mann wird sich freuen, wenn Sie uns einmal besuchen.“

Damit war sie, ganz stolz auf ihren bescheidenen Wig, durch das Gatter zurückgekehrt; der Jüngling aber schaute dem „Fräulein“ mit langem Gesichte nach... „Wie Mathilde wieder nach Berlin gelangt war, wußte sie selbst nicht; doch als sie auf der Treppe ihres Hauses den Korridorhütdel hervorbrachte, gleich wie einem gelangten Wild. Soviel Pein hatte sie seit langem nicht ausgeföhnt, — die Mittagsstunde war vorüber, wie sie ein Blick auf eine Normaluhr belehrt hatte, — die Elektrische hatte unterwegs gestöht, — und Mann und Kinder hatten keine Mahlzeit vorgeföhnt. Ihr Schuldbewußtsein schnürte ihr fast die Kehle zusammen.

Indessen schon auf dem vorletzten Treppenaufstieg vernahm sie Thürklopfen und erregte Stimmen. Sie hastete noch mehr, um hinaufzukommen; da liefen ihr ihre beiden Blondköpchen schon entgegen, und hinter ihnen erschienen mit gespannter, sorgenvoller Miene der Vater und laufende hinab. „Bist Du's, Mathilde?“ Und als sie leise und verlegen antwortete, kam ein erleuchtetes „Gott sei Dank!“ von seinen Lippen, wie sie's nur einmal von ihm gehört, nachdem nach einem schweren Scharlachfieber der Kleinen der Arzt den Ausspruch gethan, sie seien gerettet. Dann erst sah er sie an und flügte. „Ja, mein Gott, was ist denn los? Wo kommt Du her? Du siehst ja aus, als ob Du eine jüngere Schneeföhrer von Dir wärest... Wie verzaubert... Laß Dich doch anschauen!“

Da drückte sie es fertig, ordentlich schelmisch zu lächeln und den blumengeschmückten Kopf zu wiegen und zu drehen wie ein flirrendes Ballbüschchen. Ganz verbüht betrachtete er sie. „Für wen hast Du Dich so herausgeputzt? Warum hast Du Dich für mich noch nie so schön gemacht?“

„Aha, die Eisföhrer! Die mußte erst kommen, damit er ihre Schönheit erkennen! Sie hätte triumphieren können. Doch sie war von ihrem extravaganten Unternehmen viel zu aufgeregt dazu; sie vermochte ihre Unruhe nicht länger zu beherrschen und griff mit verdetzten Thränen in den Augen nach ihres Gatten Hand. „Ich bin so glücklich, daß Du Angst um mich hast!“

„Aber das ist doch auch in diesen ganzen zehn Jahren noch nicht vorgekommen, daß Du einmal über die Zeit weggeblieben wärest. Wie soll ich da nicht Angst haben, es sei Dir 'was passiert?“

„Wahrhaftig, zehn Jahre lang war sie in ihrem Eheleben auch nicht ein Haar breit von der Regelmäßigkeit peinlichster und kleinlicher Pflichterfüllung abgewichen; zehn Jahre lang war ihr eigener Wunsch und Wille, ja, nur ihr eigenes Recht und Bedürfniß in diesem Hause tod geblieben, so daß sie die geringste Regung ihrer Selbstständigkeit etwas Unerböhrtes bedeutete. Ach, wenn sie nicht so feig gewesen wäre, sie hätte sich's einmal von der Seele reben mögen, was sie einengte! Aber Max war so unvermuthet lieb und gut mit ihr: er verdiente jetzt kein böses Wort. Sie merkte deutlich, daß er um sie geföhnt hatte, — also er mußte sie noch lieb haben — anders als nur mit der Anhänglichkeit der Gewohnheit; ein wärmeres Gefühl mußte da noch triebkräftig sein. Und mit der verflöhlenen Hoffnung und der Bereitwilligkeit zu neuem, innigerem Anshmiegen kam ihr das Bewußtsein ihres Unrechts zurück, wie einem vom Wege abgewichenen Musterkinde, und sie konnte nicht länger zurückhalten; sie mußte beichten! Erst aber sagte sie noch in der Küche die Kartoffeln und die Suppe auf und richtete die Karbonaden bräunlich her; dann folgte sie Max an den Arbeitsstisch und in zöghenden, zagenden, immer wärmer, immer lebhafter werdenden Worten erzählte sie, was diesen Morgen in ihr und mit ihr vorgegangen, —

war's doch für ihren begrenzten Gesichtskreis eine Staatsaktion! Max hat nur ein paar Mal dazwischen gefragt, nicht gescholten und nicht verzehnt. Schweigend hat er dann mit wenig Appetit sein Mittagessen verzehnt und nur ein wenig mehr getrunken und geraucht als sonst. Er ist dann auch gleich wieder in den Alfenstau untergetaucht; jedoch als Emmy Abends heimkehrte, da war das Nest leer, und die beiden noch nicht flügenden Kinder erzählten wichtig, Papa und Mama seien in den Thiergarten spazieren gegangen.

Das war das erste Mal seit länger als zehn Jahren, daß Max in der Loge geföhlt hatte; doch das Sprichwort „einmal ist einmal“ soll für ihn nicht gegolten haben. Seine Freunde wurden fortan sehr unzufrieden mit ihm.

Am nächsten Vormittag, als er schon im Bureau war, langte ein Paket aus einem billigen großen Waarenhause an, das Mathilde und Emmy zusammen voll Spannung öffneten. Es enthielt einen hübschen grünen Stoff zu einem Herbstkleide, ein allerliebtes Rosenbüschchen und ein Paar helle Glacéhandschuhe, und — ja, ganz zu unterst sogar eine Wellenschere und ein Fläschchen Eau de Cologne.

Doch schon ehe Mathilde den neuen Gut auf dem Kopf und die Wellenschere an ihren Haaren probirt hatte, sah sie noch jünger und reizender aus als gestern im feinsten geliebten Pug; denn die beste Verkörperin eines Menschenanlitzes ist doch die Freude, die Freude, die aus einer echten Liebe geboren wurde, und wenn diese Liebe auch noch so verschwiegen und verschütdet ist.

„Eine Note.“ Von Walter Rehr.

Ich bin ein B; auf der dritten Seite in Mascagnis „Cavalleria rusticana“ stand ich! — In meiner einen Seite befindet sich ein Es! Ein reizendes, süßes Es! Schon nach einer halben Stunde unseres Zusammenseins nannten wir uns Strich! Natürlich war dieser sehr verliebt in mich! Doch er war ein bißchen schüchtern — zu einer Liebeserklärung habe ich ihn nicht bewegen können!

Drei Wochen lag ich bei dem Musikalienhändler! — Endlich wurde meine Cavalleria gekauft!

Mit vollster Gluth meines B-Herzens liebte ich meinen Besizer! Er sah auch zum Anbeten aus! Wellende Locken — bleiches, hungriges Gesicht — schwärmerische Augen!

Schwarzer Dichter und Komponist zugleich — ich glaube, das bringt mehr ein!

Zu Hause angekommen, legte er mich auf den Schreibtisch!

Er schrieb an einem Werke, das sicherlich herrlich war! Hin und wieder schlug er meine Cavalleria auf und schrieb einige Stellen heraus!

Ich verstehe dies zwar nicht ganz — aber ich meine, es muß wohl so sein! Einmal Tages hatte er seine Arbeit vollendet! Mit feierlichster Miene packte er das Manuscript ein und schickte es fort!...

Nach einer Woche kam es zurück! Da packte ihn die grimmigste Wuth! Er ergriff die armen Blätter und warf sie ins Feuer!

Dann nahm er eine lange Papier-schere und schnitt damit auf die Cavalleria ein!

Wie glücklich! Meinem armen, lieben Es wurde der Kopf abgetrennt — der verliebte Strich in der Mitte durchgeschnitten!

Ich stand höllenqualen aus! Jeden Augenblick dachte ich: ich würde das Schicksal meiner Genossen theilen!

Und jetzt ergriff der Rosenbe die Fegen und warf sie auch in das Feuer! Mein theures Es... meine verliebte Strich!

Wie selbst gelang es, mich durch die roten Leiden hindurchzuwinden, ich ließ mich von einem mitleidigen Windhauch, der durch das offene Fenster herein geföhlt kam, in die Nähe des Tintenfassens wehen!

Hier lag ich: Ich — die letzte Note meiner Cavalleria!

Mein Besizer legte sich, nachdem er das graufige Werk vollbracht, an den Schreibtisch, stülzte die Arme darauf und schluchzte herzzerreißend!

Pföhrlich erblickte er mich! Er sah — nein, er starrte mich an! Und er sah stundenlang! — Dann ergriff er die Feder und schrieb — ich glaube — eine B-Symphonie!

Zwei Tage darauf kam der Gelb-briefträger zu uns! — Wie mein Besizer jauchzte! Wie er sprang! Wie er jöhnte!

Und der Gelbbriefträger — übrigens ein reizender Mann, mit einem interessanten rothen Gesicht — legte Gold — Goldstücke auf den Tisch!

In meiner ungeheuren Freude wäre ich fast von dem Briefbeschwörer, auf dem ich lag, herabgefallen! Doch mein Besizer ergriff mich und hielt mich fest. Mit zärtlicher Stimme sagte er hierauf zu mir: „Liebes — meines — süßes B! Das habe ich dir zu verdanken!“ Und dann legte er mich zwischen die Dedel seiner Uhr!

An diesem Nachmittag gingen mein Besizer und ich auch noch zu dem Musikalienhändler, bei dem er mich gekauft hatte. — Wir holten uns an

zwanzig Tonwerte... aber keine „Cavalleria“ mehr... „Wir diesen schrieben wir nun Tag und Nacht heraus — hier ein Stückchen... und dort ein Stückchen! Endlich war das Stück fertig, und es war eine — Oper.“ — Eines Abends machten wir uns fein. — Weißer Schlips — schwarzer Rod — weiße Handschuhe! — Wir gingen zu unserer Premiere! Wir setzten uns in eine Loge! — Einmal standen alle Anwesenden auf — da war der König gekommen!

Dann begann die Oper! — Man spielte sehr gut! Zum Schluß wurde viel Beifall geklatscht und wir bekamen drei Lorbeerkränze!

Wir konnten uns jetzt eine ganze Bibliothek von Tonwerten kaufen. Wir schrieben Oper auf Oper. — Wir wurden ein berühmter Mann! Eines Tages brachte man mich zum Goldarbeiter. Ich wurde zwischen zwei kleine Glasplatten gezwängt, mit einem Goldrand umgeben und hing fortan an der Uhrkette meines Herrn. — Wir verlebten herrliche Tage! — Doch wir verlebten uns in eine schöne Dame!

Das war unser Unglück! Wir baten um ihre Hand und erhielten einen Korb. — Getridt kamen wir nach Hause.

Dort nahmen wir eine Pistole... wir schossen... ein Knall... Wir sanken leblos zu Boden. — Mich brachte man ins andere Zimmer und legte mich in einen Kasten!

Fünf Wochen tiefe — tiefe Stille um mich her... Endlich wurde ich hervorgeholt. Ich wurde in ein kleines Zimmer gebracht und auf ein Sammetkissen gebettet.

In dem Zimmer befanden sich nur Erinnerungen an uns. Bier — fünfmal hing unser Bildnis an den Wänden. — Auch unsere Lorbeerkränze waren dort. Viele Leute kamen und staunten uns an. — Einmal sogar ein Fürst!

Man schenkte mich ihm. Ich war entsetzt! Dieses Leben! Gröhrlich! Sogar in einem chambre separate bin ich gewesen! Ich strebte, von diesem Menschen loszukommen! Wie wahnsinnig sprang ich hin und her, um den dünnen Goldring, an dem ich hing, durchzuföhlen!

Endlich gelang es mir! Wir wollten gerade auf die Jagd reiten! — Ich fühlte einen kleinen Stoß — ich lag am Boden. Das Glas, das mich umgab, zerplatzte. — Nur einen Augenblick lag ich auf dem Pflaster des Schloßhofes!

Dann kam ein Windstoß und hob mich hoch — hoch empor! Ueber Berge — Thäler, Städte — Dörfer flog ich! — Zuletzt fiel ich in einen Fluß. Mir wurde ganz wässrig zu Muth! Da kam ein Fisch, ein großer, — großer Fisch angeschwommen. Ein Stör! Es mußte ein Stör sein! — Ich hatte seine Beschreibung an einem Herrenabend gehört!

Er schnappte nach mir... Dunkelheit umgab mich... ein eigenartiges Gefühl durchzuckte mich... Ob ich nun wohl Skaviar werde!

Keine Kunst. Junger Maler: Wissen Sie, Frau Pütrich, Kubens war ein großer Maler — ein Genie! Der konnte zum Beispiel ein lachendes Kindergehrich durch einen Pinselfrich in ein weinendes verwandeln!

Frau Pütrich: „Hören Sie 'mal, — das kann ich Sie mit dem Besenstiel auch!“

Der Sieger. „Du, Friße, haste auch mal Tropen-toller gehabt?“ „Ree! Aberst öfter die Tropen-cholera!“

Umschrieben. A. (seiner Frau eine Geburtstagsfeier überreichend): Hier, ein Lebenszeichen von Amtsrütders!

Stumme Liebe. Mein Liebster, du redest so viel, wenn du küßt, Rennst mich Engel und Schöhrchen und Mäuschen, Ach glaub', deine dumme Rederei, Die bringt mich noch ganz aus dem Häuschen.

Das dumme Reden ist leerer Schall, So laß' doch das Wortverschwendung! Wir können die turzbemessene Zeit Doch viel, viel besser verwenden.

Ein langer Kuß und ein lieber Blick, Die können unendlich beglücken, O sprich nicht, Liebster, ich fäh' dich so gern Ganz sprachlos einmal vor Entzücken.

Ah so! Bettler: Gnädige, schenken Sie mir doch eine Kleinigkeit! Ich bin ein alter Soldat und hab' viele Schlachten gesehen.

Damen: Wo denn? Bettler: Auf den bunten Bilderbogen!

Schähsicherer Stohseufzer. Offener Bank im Sachsenland Man neulich diese Versche fand: Gener alleene

Is nicht sehr schene, Aber Gener alleene Und denn mit Gene, Das is Sie schene!